

# DER ZWANG ZUM QUATSCHEN - ODER DIE EXHIBITIONISTISCHEN VOYEURE

Von Oscar Borkowsky

„Dass alles gesagt worden ist, dass nichts mehr zu sagen bleibt – man weiß es, man spürt es. Doch man spürt weniger, dass diese Evidenz der Sprache eine seltsame, ja beunruhigende Würde verleiht, die sie rehabilitiert. Die Wörter sind endlich gerettet, weil sie aufgehört haben zu leben.“

E. M. Cioran, „Vom Nachteil, geboren zu sein“

Die Fähigkeit zur Sprache und die zum synoptischen Blick ist eine (sieht man von den Göttern ab) ausschließlich menschliche, da sie ein sowohl differenziertes als auch differenzierendes Denken zur Voraussetzung hat, und diese erfüllt bekanntlich nur das hochkomplexe und hochkomplizierte Gehirn des Homo sapiens. Das alles mag evolutionsbiologisch angelegt sein und muss auch mit unserer aufrechten Gangart zu tun gehabt haben, denn anders ließe sich die Entwicklung vom Jäger und Sammler über den Hirten und Bauern hin zum Städtebewohner, also zur Hochkultur schwerlich erklären. Dummerweise sind die Bewohner der heutigen Metropolen auch nicht mehr, was sie einmal waren. Davon später mehr.

Es ist unstrittig, da archäologisch nachgewiesen, dass unsere neolithischen Vorfahren Jagdszenen an Felswände zeichneten, entsprechend ihrer Entwicklungsstufe Figuren anfertigten, und wir dürfen davon ausgehen, dass sie in ihren Höhlen gelegentlich zu frühatonalen Rhythmen tanzten und sich, soweit das sprachlich ging, Geschichten erzählten, die den einen oder anderen theatralischen Ausbruch nach sich zogen, was ja beweist, dass sie nicht nur konsumierende, sondern auch kreative Wesen waren. Recht eigentlich findet allerdings diese Wesenheit des Menschen (nebst mathematisch-geometrischen Kenntnissen) erst in der mittelmeerischen, „klassischen“ Zivilisation ihre Ausprägung, und es war der Grieche Aristoteles, der den Begriff „aisthesis“ ins Spiel der Sprache brachte, also das erkennende Sehen und sehende Erkennen, was, wie wir wissen, späterhin nicht unwesentlich für das Verständnis der modernen Kulturwelt wurde, sprich: für Malerei und Skulptur, Musik und Tanz, Literatur und Theater.

In den früheren, also den modernen Zeiten, welche fürwahr nicht als die wirklich schönen zu bezeichnen wären, erwies sich die Fähigkeit, etwas zu sehen und das Gesehene zu versprachlichen, durchaus noch als ein sinn- und sinnvoller Zusammenhang. In der späten Nachmoderne hingegen existieren kaum noch „klassische“ Kontexte, allenfalls „beziehungslose Beziehungen“, welche, phänomenologisch betrachtet, frei flottierend, ohne Übersicht und mit wenig Tiefe, ein Konstrukt ergeben, das gar keinen Sinn mehr weder haben kann noch ergeben muss, dafür kostenschwer und völlig

sinnfrei, das heißt nur mehr zweckmäßig funktioniert und beliebigen Schwachsinn zu produzieren verspricht. Ein gutes Beispiel (In der Phrase der Journaille: „Das beste Beispiel aller Zeiten.“) ist der massenmediale Verbund von Big Data, BILD, RTL, SAT1 und Kabel-Konsorten. Quotenmächtig (id est: werbeträchtig) dämmert eine „Welt am Draht“ herauf, eine in subtiler Weise gleichgeschaltete Gesellschaft, von der eine bestimmte ideologisch infizierte Gruppe unserer Vorfahren nur träumen können. Putzig anzuschauen, wie heutzutage und hierzulande unsere smarten Online-Videoten mit ihrer permanenten Plapperei, ihrem totalen Twittern, ihrem ständigen Simsen, ihrem fetischistischen Fotografieren der eigenen Visage eine Unkultur etablieren, die ihresgleichen sucht. Um ein maritimes, gleichsam klassisch mittelmeerisches Bild zu bemühen: Wer zwanghaft verlinkt ist, schwimmt sich mitnichten frei; er zappelt eher im Netz. Mittlerweile ist vieles mutiert: Aus der Fähigkeit zur Sprache wurde der Zwang zum Quatschen, aus der zum Blick der Hang zum Globschen. Mittlerweile kommuniziert man sich um den hohlen Kopf nebst schmutzigem Kragen – so gerät ein Menschenbild ins Wanken.

Doch Hand aufs Herz: Was nutzt es, auf der Höhe einer Zeit zu sein, deren Kultur so tief wie die unsrige gesunken ist? Wenn man den Durchblick hat, dafür aber den Überblick verliert? Oder meinetwegen umgekehrt? Der Philosoph und Essayist Rüdiger Safranski erläuterte vor einiger Zeit anhand seines biographischen Gegenstands: „Die Kybernetik hat die Regie übernommen, wie Heidegger sagte. Das Hauptmittel der Kommunikation ist die Elektronik geworden. Mit gravierenden Folgen: Durch dauerhaftes Fernsehen in jungen Jahren können elementare Kulturtechniken nicht mehr erlernt werden: hören, lesen, verstehen. Was uns fehlt, sind Antworten zu folgender Frage: Was heißt es, wenn die Wahrnehmung der Wirklichkeit mehr durch künstliche Bilder vermittelt wird als durch eigene Anschauung? Wenn also die inneren bildgebenden Verfahren weniger gefordert werden und wenn man weniger mit hochdifferenzierten sprachlichen Mitteln der Welterschließung arbeitet, dann fehlt einem auf einmal eine ganze sprachliche Dimension.“ Man könnte ergänzen: mithin eine ganze sprachliche Welt.

Mais: Que faire? Wie die spätkapitalistischen Verwertungsverhältnisse nun mal so sind: Sie wollen, dass man es anders müssen soll. Und so schleichen denn einerseits krummrückengebeugte Wesen, nur noch ein Schatten ihrer selbst, die Gehörgänge verstöpselt und mit verschleiertem Blick gebannt auf in verkrafter Hand gehaltene, miniaturisierte Monitore starrend, durch eine mit rotierenden, bunten Werbetafeln umstellte Gegend, brabbeln jeglicher Grammatik bare Satzketten in unsichtbare Mikrofone und können von Glück sagen, wenn sie nicht gegen den nächstbesten Laternenpfahl latschen oder – was auch schon vorgekommen sein soll – mehr oder weniger zufällig von einem Kleinlastwagen überfahren werden. Andererseits steckt ihnen ja kaum jemand ein Licht auf. Warum auch? Entscheidend für jene

Verblödungsindustrie, welche allenthalben Glücksverheißungen verspricht (sic!), ist schließlich (und das wird leider häufig verschwiegen), dass sie den ganzen elektronischen Klumpatsch kaufen; völlig wurscht hingegen, was sie damit anstellen – mal abgesehen davon, dass sie sich das alles, was sie tun, gar nicht mehr vorstellen können. Also: Wozu noch groß ein Wort verlieren? Es gibt einen schönen Satz von Theodor W. Adorno aus dem Jahre 1953, und zwar aus seinem „Prolog zum Fernsehen“, der da lautet: „Der Sprache aber werden die Menschen noch mehr entwöhnt, als sie auf der ganzen Erde heute schon sind.“ Verdammt lang her. Und sollte dereinst, wie Hegel wähnte, die Eule der Minerva erst in der Dämmerung ihren Flug beginnen, so schaute sie auf ein sprachloses Land.

(ABA-InformationenDienst Februar 2014)